



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen : 11. Prophezeiungen :  
(Fortsetzung.)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

uns noch nicht aufgekommen. Wir halten das für bedauerlich angesichts der Regsamkeit, welche die Engländer entwickeln. Vielleicht trägt eine gesteigerte Aufmerksamkeit unter unsern Gebildeten dazu bei, daß die maßgebenden Kreise die Frage immer wieder und wieder in Berücksichtigung ziehen und möglicherweise doch Mittel finden, die uns erlauben, unsre kolonialpolitischen Gesichtspunkte am Kilima Ndjaro zu erweitern. Hierzu eine kleine Anregung zu geben, ist der Zweck dieser Zeilen.



## Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen.

### 11. Prophezeiungen.

(Fortsetzung.)



eben Grimmelshausen muß aber auch Leibnizens gedacht werden, der neben oder über ihm steht, wie im fünfzehnten Jahrhundert Nicolaus von Cues über Friedrich Keiser. Es ist wirklich, als ob sich das Verhältnis zwischen diesen beiden im siebzehnten Jahrhundert in jenen beiden wiederholte: der Mann aus dem Volke, der die schwere Not der Zeit mitten aus ihr selbst heraus mit der Phantasie bezwingt, und der Mann des hohen Geistes, der die Not aber auch mit großem Herzen voll empfindet und von der Höhe des Lebens ratend, mahnend, anweisend eingreift oder dazu thut, was er kann. War Nicolaus ein Priester durch die Weihe der Kirche, so erscheint Leibniz in seinem Thun und Denken als ein rechter Priester durch die Weihe des Geistes, dabei im Vaterlande wurzelnd mit allen Sinnen, wie der Coblenzer Priester. Das ist erst recht ans Licht gestellt worden durch das köstliche Buch von Edmund Pfeleiderer, G. W. Leibniz als Patriot, Staatsmann und Bildungsträger, ein Lichtpunkt in Deutschlands trübster Zeit, Leipzig, 1870 (auf dem Titel könnte noch mit stehen: als Mensch). Wie Nicolaus in jener Denkschrift an das Baseler Concil, so arbeitet Leibniz in Denkschriften, Briefen und sonst mit allen Mitteln an der Not des Vaterlandes und der Zeit, ja an allen europäischen Fragen überhaupt, und zwar sein Leben lang, fast ein halbes Jahrhundert hindurch; es ist, als schwebte er über dem Chaos wie ein schaffender Geist, alles sehend, tief ins Einzelne eindringend mit scharfem Blick und zugleich aus der Höhe, aus der Idee und aus der Geschichte genommen das leuchtende Bild zeigend,

wie Deutschland sein und wieder werden müßte. Prophezeit er auch nicht eigentlich, so arbeitet er doch als Prophet, immer aus dem Bilde der Zukunft und der Geschichte heraus, dabei im Namen Gottes, dessen Nachahmung auf Erden er früh und spät als höchste Menschenleistung bezeichnet. Merkwürdig ist dabei, wie auch in diesem modernen Geiste noch die alte Reichsidee lebendig nachwirkt, durch seine philosophische Weltanschauung vertieft und verklärt: das heilige römische Reich, dem alle Fürsten der Erde eine gewisse Achtung und Ehrfurcht schulden, ist ihm der Idee nach das Abbild des allumfassenden, vollkommen harmonischen besten Gottesstaates, vor andern bestimmt, die Ehre Gottes und seines Namens zu wahren und auszubreiten, daher auch sein großes Vertrauen, daß es nicht untergehen könne (Pfleiderer S. 19). Das wirkliche Reich freilich sah er in seinem Baue nur noch mit einem seidenen oder strohernen Faden zusammenhängend und unter dem Drucke der Feinde von Westen und Osten mit dem Einsturz bedroht (S. 297). Das wäre denn die volle Tragödie in dieser deutschesten Seele, wie sie so viele deutsche Seelen in den langen Jahrhunderten in sich haben abspielen müssen. Aber man sieht ihn nie ohne Mut, immer neu strebend, hoffend, glaubend, planend, immer neue Hebel ansetzend, wenn einer versagte, eben aus der Kraft einer rechten Prophetennatur heraus. Freilich sieht er auch, wenn der um sich greifenden Zersplitterung alles Gemeinsinns durch wachsende Selbstsucht nicht Einhalt geschehe durch neue Vaterlandsliebe, eine allgemeine Umwälzung (révolution) voraus, von der Europa bedroht ist; aber auch darüber blickt er mutig hinaus, denn damit „wird die Vorsehung die Menschen zu heilen wissen (Pfleiderer S. 7, Nouveaux Essais IV, 16), also eigentlich das jüngste Gericht der alten Prophezeiungen in verjüngter Gestalt. Leibniz, der große Philosoph, der große Mathematiker, der große Universalgelehrte gehört zugleich, wie einer, zu den prophetischen Vorkämpfern unsrer neuen Zeit, zu unsern Rettern.

Aber auf dem politischen Boden war zunächst die Rettung nicht möglich, das Reich ging wirklich seiner Auflösung entgegen. Doch nach andrer Seite, nach oben, that sich ein Weg neuen Lebens auf. Wie im sechzehnten Jahrhundert die Führung des Aufwärtstrebens an die religiöse Bewegung überging, so nun seit dem siebzehnten Jahrhundert an die durch Opiz angeregte literarische Bewegung, eine Fortsetzung der Arbeit der Humanisten in deutscher Form und Vorbereitung der Arbeit auch in deutschem Geiste von Klopstock, Lessing, Goethe, Schiller u. s. w., die zunächst freilich aus der wirklichen Welt und ihrem Elend hinausführte in Gedankenhöhe, ja Traumwelt, das ging nicht anders und war im Grunde auch Prophetenarbeit, die dann aber doch von der gewonnenen Höhe rückwärts eingreifen sollte in die verkommene Wirklichkeit zu neuer Gestaltung oder der Arbeit daran.

Schon der Einfall von Grimmelshausens närrischem Jupiter oben, den griechischen Helicon nun in Deutschlands Grenzen zu setzen, kann zeigen,

mit welchem Mute man in diese Bewegung eintrat. Auch Leibniz sah sie mit mutigster Hoffnung an, arbeitete auch selbst, wie überall, mit Ratschlägen an ihrem Gedeihen, wie er denn einmal für ein deutsches Epos oder Heldengedicht, wie man damals besser sagte, einen Plan gezeichnet hat, von dem Klopstocks Messias als teilweise Ausführung erscheint. Auch bittere Enttäuschungen lähmten den neuen Mut nicht, wie die an dem Vohensteinschen Geschmack erfahrene, den man ziemlich lange als auf der Höhe des Helicon angelangt, ja darüber weit hinaus sah, bis man wahrte, daß es ein Sumpf war, das Ende alles Weges. Als man dann ganz aufs neue geduldig auf die Suche ging, nun mit Natur, Vernunft und Geschmack als Wegweisern, kam auch bald der mutige Ausblick wieder. Gellert z. B. in seinen letzten Jahren, in der Rede von den Ursachen des Vorzugs der Alten vor den Neueren in den schönen Wissenschaften vom Jahre 1767, vor dem jungen Churfürsten auf dessen Wunsch gehalten, weist am Schlusse einer Untersuchung, was der Dichter aus den klassischen Vorbildern und was er aus sich selbst nehmen könne, d. h. was Gegenwart und Zukunft wert seien dem glänzenden Altertume gegenüber, die Dichter ermutigend an: „Es giebt in dem Reiche der schönen Wissenschaften, wie auf der Erdkugel, unangebaute, auch ganz unentdeckte Gegenden, und kein großes Genie darf verzagen, daß es nichts Neues werde unternehmen können,“ d. h. noch gar nicht Dagewesenes in aller Zeit: Genie, das Wort, das sich durch Gellerts Einfluß bei uns einbürgerte und in der Gedankenbewegung nach oben die Führung überkam, mit einem Begriff, dem man Wunder zutraute, auch das Wunder des deutschen Sieges in der Welt des Schönen, in der wir vorher nur demütige Schüler der andern Völker gewesen waren, nun aber Meister werden sollten; damit nahm der deutsche Mut seit der Mitte des Jahrhunderts einen Aufschwung, einem großen Ruck nach oben gleich, in derselben Zeit, wo an dem politisch wirr bewölkten Himmel sich eine Lichtstelle aufthat, durch welche die Sonne der Zukunft hervorbrach. Freilich kümmerte sich der große Friedrich nicht um die deutsche Geistesbewegung, wandte ihr vielmehr den Rücken zu und erschien der Nation als Franzose von Geist, während unsre Bewegung wesentlich mit das Ziel hatte, sich aus der Umklammerung durch den französischen Geist loszuwinden; aber man arbeitete in allem Schmerz darüber auch ohne ihn mutig weiter. Es folgten sich ja an der Arbeit ein Genie nach dem andern in wunderbar raschem Aufsteigen. Bodmer, einer von den treuesten Vorbereitern, jubelt im Jahre 1748 selbstentfandend über Klopstocks Auftreten und über Kleist, in einem Briefe an Lange: „Wir stehen vorn an [dicht vor] dem goldnen Alter. Ich habe in dem Isthmus gelebt, der von dem eisernen Alter zu dem goldnen hinüber geht“ (Briefe der Schweizer 2c., Zürich 1804, S. 84).

Wenn aber da das goldne Alter nur in dem alten Schulsinne gebraucht ist, nach dem goldnen Zeitalter der römischen Litteratur, so ging man in dem neuen Mute auch darüber hinaus und verstand es vom Lebensglück, wie es die

goldnen Zeiten des Paradieses aus Kinderjahren her der Phantasie zeigten. Das Genie sollte nicht bloß schöne Verse zu Wege bringen, mit denen der Deutsche nun vor Aristoteles, Horaz, Boileau u. s. w. als die Lehrer hintreten könnte, um auch endlich einmal die erste Censur zu erhalten: es sollte in und mit ihnen Leben schaffen, ein neues Leben, das des Wortes wert wäre, und alle unsre großen Dichter des vorigen Jahrhunderts und nicht nur die großen haben dafür als ihr letztes Ziel gearbeitet. Haller fand das goldne Zeitalter in den Alpen wieder, in der Einfachheit des Gebirgslebens, noch im Schoße der Natur: „Ihr Schüler der Natur, ihr kennt noch güldne Zeiten,“ und nun sucht sich jeder gebildete Städter, jeder Schüler der Cultur jährlich einmal einen Abschein davon, Sommerfrische genannt, im Gebirge, auf dem Lande, findet da auch paradiesische Thäler u. s. w. Aber die goldne Zeit sollte auch in der Stadt selbst wieder einkehren, mitten in der Cultur und Übercultur, so hoch stieg der ahnende Mut der jungen Bewegung. Man hatte das Herz gleichsam wieder entdeckt als ewige Quelle alles guten und schönen Lebens, die Kunst und das Schöne in ihrer Wirkung auf Herz und Sinn mußten nun auch im Leben draußen ein neues schönes Leben herstellen, wie es von Haus aus von Gott und Natur gemeint war. In diesem Sinne ist gerade in der Frühlingszeit unsrer großen Litteraturbewegung von der Wiederkehr des goldnen Zeitalters entschieden die Rede, recht im Gegensatz zu dem politischen Jammer, dessen Empfindung aber gerade jenen Aufschwung des Gemütes verstärkte. Ein begeisterter Schüler Gellerts prophezeit sie in einer entzückten Stunde für das folgende Jahrhundert als Wirkung seines Meisters, der zu früh verstorbene J. W. von Brawe in einem Briefe von 1757 eben an Gellert selbst, in dem er seine Vision ausmalt, darin: „Seine Gedichte halfen das goldne Weltalter wieder herstellen“ (A. Sauer, J. W. von Brawe, Straßburg 1878, S. 14). Und wenn uns solches jetzt recht kindlich anweht und zum Lächeln oder Spötteln reizt, so haben wir doch nicht ganz recht damit, wir sind solchen Gedanken gegenüber gar zu nüchtern geworden. Es ist damit wie mit der Sonne, die wir, wie sie ist, auch nicht brauchen könnten im Zimmer oder Garten, aber ihre Wirkung brauchen wir. Uns fehlt eigentlich eine solche Sonne am Gedankenhimmel, der uns recht verwölkt ist, eine Sonne, die alles Leben nach oben zieht und alles Einzelne mit ihrem Licht und ihrer Wärme umfangend zu einem Ganzen macht.

Das treue Arbeiten unsrer Dichter und Philosophen, die dabei als Helfer nicht zu vergessen sind, leuchtete bald mit glänzenden Erfolgen, auch über die Grenzen hinaus, nach Osten und Norden, selbst nach Westen, wo uns wiederholt das Genie zur Kunst abgesprochen worden war. Im Jahre 1770 schon holt das Genie zur Kunst abgesprochen worden war. Im Jahre 1770 schon las man im Leipziger Almanach der deutschen Muses eine begeisterte Auslassung über die Leistungen unsrer Dichter von einem Franzosen, Dorat, in einer *idée de la poésie allemande*, als Einleitung zu einer frei übersetzten Schrift

von Wieland, darin: „O Deutschland, unsre guten Tage sind dahin, die deinigen brechen an! Du trägst in deinem Busen alles, was eine Nation über die andern erheben kann, Sitten, Talente und Tugenden“ u. s. w. (S. 132), er findet bei uns noch den wahren Enthusiasmus, nicht eine Philosophie, die das Herz verschließt, die Phantasie austrocknet u. s. w., wie in seinem Vaterlande (S. 131). Und im Jahre 1782 las man im Almanach der Belletristen: „Abbé Raynal sagte erst neuerlich zu einem teutschen Gelehrten: Ihre Litteratur steigt, unsre sinkt. Sie bekamen den Geschmack von uns, nun werden wir ihn von Ihnen wiederholen müssen“ (S. 79). Und im Jahre 1786 erlebte man auch die Freude, daß sich Friedrich der Große endlich am Abend seines Lebens vor der Nation aussprach über die Erfolge und Hoffnungen ihrer Litteratur, in dem Schriftchen: *De la littérature allemande*. Da erfuhr man denn, wie der große König ihren Gang doch auch im Auge gehabt hatte, wenn auch aus hoher Ferne, aber mit einer Liebe und einem Glauben an ihre Zukunft, die alle Erwartungen übertreffen mußte. Er enthüllte sich da in französischer Sprache mit einer deutschen Gesinnung, die tiefer und größer gar nicht sein konnte. Er, der klare, scharfe Geist, damals den Menschen gegenüber so furchtbar ernüchtert, spricht hier im vollen Prophetentone von der *heureuse révolution* (Umschwung), *que nous attendons* (S. 17), mit Ausführung der glücklich erarbeiteten Vorbedingungen, auch im Volksleben (*tiers-état*), zu einem großen geistigen Aufschwung, mit dem *les Muses nous introduiront à notre tour dans le Temple de la gloire*. Und am Schlusse stellt er so Großes in Aussicht, daß es für ihn und noch für uns zum Teil überschwänglich klingt: *Des Augustes feront des Virgiles. Nous aurons nos auteurs classiques, nos voisins apprendront l'allemand, les cours le parleront avec délice, et il pourra arriver que notre langue polie et perfectionnée s'étende en faveur de nos bons écrivains d'un bout de l'Europe à l'autre*. Diese schönen Tage unsrer Litteratur seien zwar noch nicht da, mais ils approchent, je vous les annonce, ils vont paraître. Er selbst freilich werde sie nicht mehr sehen, aber er sei wie Moses, der das gelobte Land von ferne sehe, ohne es selbst zu betreten. Eine mutigere und kühnere Prophezeiung, wenn man zumal ermüht, was der König von unsern Dichtern wußte und nicht wußte, ist selten ausgesprochen worden. Es ist, als hätte er alles, was er vom Deutschen an sich hatte vermissen lassen, nun am Ende bei seiner Nation recht gründlich wieder gut machen wollen, indem er das Deutsche, Sprache und Litteratur, im Geiste im voraus in die europäische Ehrenstelle einsetzte, in der er selber das Französische fand, doch gewiß nicht gegen seine Überzeugung, daran ist bei diesem Geiste nicht zu denken. Deuten doch die Äußerungen der Franzosen Dorat und Raynal vorhin auf dasselbe hin, hochherzig auf Kosten ihrer Nation gethan.

Allein, so glücklich und rasch dieser geistige Neubau gedieh, es blieb doch dem Kerne nach nur eine Traumwelt, im grellen Widerspruch mit der wirk-

lichen, die einem einstmals stolzen, nun elend verfallenden Schloßbau glich. Man kann nicht auf die Länge in einem solchen Bau ruhig weiter wohnen und sich die zerbröckelnden Mauern und Dächer gutmütig nur ganz träumen und in dem alten Schmuck. Das Ahnen und Sehnen nach einem Neubau des Reiches war nicht zu ersticken. Das legten uns gerade die Franzosen nahe genug, als sie im siebzehnten Jahrhundert straflos verwüstend und raubend in das Reich einbrachen. Daher denn mahnende, spornende Stimmen, wie in einem Gedichte von Abschaz (Eisenhütel) mit Bezug auf das Unerhörte, was da in der Pfalz, in Schwaben, im Elsaß geschah:

Wollt ihr [Deutsche] euch unterwinden,  
Zu thun, was sich gebührt,  
Ein Hermann wird sich finden,  
Der euch an Reichen führt.

Ein Hermann, wie man sich den römischen Namen Arminius schon seit dem sechzehnten Jahrhundert deutsch zurecht machte. Der große Cheruskerfürst, der einst die römische Flut zuerst zum Stauen und Rückfluß gebracht hatte, als sie nach Verschlingung Galliens nun auch Germanien verschlingen wollte, war erst im sechzehnten Jahrhundert wieder aufgetaucht aus der Tiefe der Vergessenheit, in die er für das deutsche Bewußtsein lange Jahrhunderte versunken war. Die Humanisten haben ihn aus römischer Quelle wieder erweckt, er trat nun im gelehrten Bewußtsein auf als wunderbar glänzende Gestalt, kam von da nachher auch ins Volksbewußtsein und trat eigentlich an die Stelle des Friedrich der nationalen Weissagungen und Hoffnungen, den die Gelehrten schon seit dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert dem Volke überließen wie ein Kindermärchen. Nun ward der Cherusker der deutsche Held, an dem sich der Glaube an deutsche Kraft und Größe und Zukunft anklammerte, für die Heldengestalt aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert trat eine um mehr als ein Jahrtausend ältere aus dem ersten Jahrhundert ein, eine gewaltige Ausweitung des geschichtlichen Selbstbewußtseins, und der Held hatte es ja mit Rom, der Weltherrin, auf der Höhe ihrer Macht siegreich aufgenommen, was auch der Römer Tacitus mit bewundernden Worten ausspricht, und hatte dazu das Wunder vollbracht, die deutschen Stämme aus ihrer herkömmlichen Zwietracht einmal zu gemeinsamer Kraftwirkung zusammenzufassen; sein tragisches Ende aber, auch so recht deutsch, indem er eben an dem Versuche, die deutschen Kräfte auch beisammen zu halten, zu Grunde ging, gab der Heldengestalt eine Weihe des Schmerzes von höchster Poesie und mahnender Lehre zugleich. So lebte er, sechzehn oder siebzehn Jahrhunderte nach seinem wirklichen Leben, wieder auf im deutschen Geiste als Mahner und Ermutiger mit lebendig wirkender Kraft, wie ihn die zwischen fortschreitendem Verfall und frischem Aufschwung, zwischen großer Angst und großer Hoffnung kämpfende Zeit gerade brauchte.

So nimmt ihn das achtzehnte Jahrhundert gerade in der Zeit seines Aufstrebens. Wir müssen uns die Begeisterung wieder heraufrufen, mit der wir als Knaben an Hermann den Deutschen dachten, um den Ernst nachzufühlen, mit dem ihn da auch der Mann in der Seele trug als Anhalt des Glaubens in der vaterländischen Not und mit ihr in Beziehung setzte. U. z. B. in einem Gedichte, „Das bedrängte Deutschland,“ mit dem Anfang:

Wie lang zerfleischt mit eigner Hand  
Germanien sein Eingeweide?

spricht in heiligem Zorn von dem politischen Elende, dem „der Adler entschlafen zusieht,“ von der höllischen Zwietracht:

Ihr Matternheer zischt uns ums Ohr,  
Die deutschen Herzen zu vergiften,  
Und wird, kommt ihr kein Hermann vor,  
In Hermanns Vaterland ein schmähtlich Denkmal stiften.

Schönaich widmet seinen „Hermann oder das befrehte Deutschland,“ ein Gedicht, das viel besser ist als sein Gottschedischer Ruf, dem kommenden neuen Hermann:

Hermann! Dich will ich erheben: und dem sey mein Lied geweiht,  
Der einst Deutschlands Unterdrücker, Galliens Geschlecht, zerstreut,  
Der, dem ersten Hermann gleich, unser schönes Joch zerschläget  
Und der stolzen Ulgen Pracht vor dem Adler niederleget.

Am Schlusse der Ruf an den Himmel:

Ach! wo lebt nun wohl ein Hermann? holder Himmel! schaff ihn doch!  
Deutschland heget ja wohl Helden, aber keinen Hermann noch.  
Ist es möglich, o! so laß meinen heißen Wunsch gelingen,  
Und du, Muse! sollst alsdann mit erhabnem Tone singen!

Das klingt, als hätte er, der junge Mann, ihn selbst noch zu sehen gedacht, um ihn selbst noch höher zu besingen. Wo sollte er aber herkommen? Die Hoffnungen auf Österreich, die man so lange und treu festhielt auch in Norddeutschland, erlahmten ja immer mehr. Und doch war er vielleicht schon da!

J. A. Cramer, Gellerts und Klopstocks Freund, feiert Hermann im Jahre 1744 in den Belustigungen des Verstandes und Wizes in einer sogenannten pinbarischen Ode, die Deutschlands Verfall in tiefstem Schmerze ausmalt, er sieht die Deutschen in Sittenverderbnis und in Knechtschaft vor dem Auslande (beides von Frankreich ausgehend):

Doch stets wird es nicht knechtisch bleiben,  
Ein Held wird ihren Feind vertreiben.  
Wer wird Germanien befreien?  
Er: denn er wird wie Hermann sein!

Er, also ein bestimmter, nur nicht genannter, aber zu erkennender Er (es erkennert unausweichlich an das langjährige Er des Kladderadatsch von Napoleon

dem Dritten), wer ist das? Sul. Riffert in einem trefflichen Aufsatz in Herrigs Archiv 63, 288, „die Hermannsschlacht in der deutschen Litteratur,“ sieht Friedrich den Großen darin, und es kann gar nicht anders sein; daß Cramer als Sachse nicht deutlicher wird, läßt sich begreifen aus Rücksicht nach oben. Auch von Klopstock weiß man nun (s. Riffert S. 294, Strauß kleine Schriften, 1866, S. 132 ff.), daß in der Jugendode: Heinrich der Vogler ursprünglich Friedrich gemeint und gefeiert war als künftiger Befreier Deutschlands. Der Gedanke könnte in dem Leipziger studentischen Freundeskreise, dem Klopstock und Cramer angehörten, als ein Punkt, ein Kernpunkt der neuen deutschen Welt, die sie kühn in sich ausbrüteten, gar wohl mit aufgetaucht und ausgebildet sein, vielleicht gerade zuerst in Klopstocks, der feurigsten deutschen Seele. Wenn man ihm seine spätere Abwendung von Friedrich jetzt als patriotische Lücke auf die Rechnung oder in sein Bild setzt, so denkt man sich zu rasch vom heutigen Standpunkte aus und vergißt, was in Klopstocks deutschem Welt- und Fürstenbilde bewußtes Deutschtum und Christentum war, die er bei dem großen König schmerzlich vermisse, vermiffen mußte. Cramer, der Theolog, hat daran freilich keinen Anstoß genommen, er feiert noch später Friedrich in hochgehendster Begeisterung als den rechten Mann Gottes, z. B. in den Sämtlichen Gedichten 1783 3, 326 ff. 374 ff.

Das Denken an Friedrich fand aber auch schon einen ältern Hintergrund vor. War doch schon am Ende des siebzehnten Jahrhunderts der deutsche Gedankenheld geradezu nach Berlin versetzt worden, in Lohensteins Roman Arminius, den erst nach des Verfassers Tode sein Bruder Hans Casper herausgab, „von andrer Hand“ vollendet. Es war im Jahre 1689, das Werk hatte ursprünglich dem großen Kurfürsten gewidmet werden sollen, nun wurde Friedrich der Dritte für ihn eingesetzt. Aus der ersten Fassung ist aber stehen geblieben, im Anschluß an die Erfindung des Dichters, daß Armin von einem Brandenburger Fürsten treue Hilfe erfährt: „Was Wunder, daß er [Armin] sich mit seinen Sieghaften zu dem großen Europäischen Friedrich Wilhelm zu wenden begehret?“ d. h. der Armin im Buche zugleich als lebende Gestalt, als Vertreter des deutschen Gedankens vorgestellt. Und dann geradezu: „Arminius bleibt nun zweifels ohne in dem berühmten Berlin, dessen Verherrlichung [herrliches Aufsteigen] einen August zum Beherrscher andeutet,“ mit dem Ausdruck der Hoffnung, daß Friedrich der Dritte der Hermann Deutschlands sein werde, als Nachfolger des großen Kurfürsten (Riffert S. 252).

Dem großen König selbst wird bei seinem allumfassenden und scharf eindringenden Denken auch dieser Gedankenkreis nicht fremd gewesen sein. Er muß in dem Gespräche Friedrichs mit Gellert im Jahre 1760, das uns leider nur mit Lücken bekannt ist, gestreift worden sein, da der König auch die Frage aufwirft: „Wie? will Er denn einen August in ganz Deutschland haben?“ worauf Gellert ausweichend antwortet, er kümmere sich nicht um die Politik. Die Klein-

staaterei mit ihrem unaussprechlichen Elende nach allen Seiten, von dem wir Alten noch einen schwachen Nachgeschmack kennen, wurde ausdrücklich mit dem Hermannsgedanken in Verbindung gesetzt, z. B. von Schönaich im ersten Buche seines Hermann, im Munde eines weisen Römers:

O wie glücklich sind die Völker, die ein einzig Haupt regiert,  
Wo man kein geteiltes Herrschen, keine fremde Macht verspürt.

Und Möser in seinem Drama Arminius, einem Jugendwerke vom Jahre 1749, das durchaus als Spiegel der Gegenwart gearbeitet ist, wie Kleists Hermannschlacht, denkt dabei unverkennbar an Friedrich (Riffert S. 275):

Glücklich ist das Land, das nur ein Fürst regiert,  
Der bloß um wohl zu thun der Gottheit Szepter führt u. s. w.

Hätte man von dem Friedrichsglauben der alten Weissagungen noch gewußt, der bei den Gebildeten so versunken war, wie bis ins sechzehnte Jahrhundert die Gestalt des Cheruskerhelden, die Dichter hätten sich sicher den wirksamen Zug nicht entgehen lassen: da will ja die alte Prophezeiung in Erfüllung gehen! und gerade so, wie sie Kaiser Sigismund einst ausgelegt hatte, vom Hause Brandenburg aus! Und es war nicht einmal ein blinder bloßer Zufall, denn der Name Friedrich, im Hause der Hohenzollern so treulich fortgeführt bis auf heutigen Tag, geht bis in ihre schwäbische Zeit zurück und hat gewiß Zusammenhang mit den hohenstaufischen Friedrichen, als Ausdruck treuen Vasallenverhältnisses und naher Zugehörigkeit. Und wenn im Titel der Kaiser schon lange vor den Staufern der Ehrenname pacificus erscheint (Waig, deutsche Verfassungsgeschichte 6, 114), noch nicht als leere Titelfüllung, sondern als bedeutame Bezeichnung vom Wesen des Kaisertums in seiner Stellung nach innen und außen (vergl. Nicolaus Cusanus oben), so fand man das in dem staufischen Friedrich, d. h. eigentlich Friedenskönig, gewiß mit ausgesprochen, und heutzutage wird unser Kaiser als Friedensfürst in Europa herum gepriesen. Und da muß doch auch erwähnt werden, daß von mehreren Forschern schon, unabhängig von einander (zuletzt von dem gelehrten und scharfsinnigen Isländer Vigfusson, mir fast überzeugend) die Vermutung aufgestellt worden ist, Arminius habe vor seiner römischen Umtaufe mit heimischem Namen Siegfried geheißen und lebe im Siegfried der Nibelungen Sage verdunkelt fort. Siegfried, der schönste Name für einen Volkshelden, der denkbar ist: Sieg und Friede in und mit einem Manne, durch großen Sieg zu großem Frieden. Haben wir das nicht erlebt? sind nicht unsre Hohenzollernhelden rechte Siegfriede? und das deutsche Reich und Volk will und soll es auch sein. Wie sich aber da in Arminius, Siegfried, Friedrich unsre Nationalhelden so verschiedner Zeiten, der ältesten, der mittlern und der neuern und neuesten, in Namen und Wesen die Hand reichen, oder in einen leuchtenden Punkt über achtzehn Jahrhunderte hinweg zusammentreten, das wäre

ein brauchbarer Gedanke gewesen für die prophetischen Dichter und kann es wohl auch für uns andern sein in Sonntagsstimmung.

Um aber auf den geschichtlichen Faden zurückzukommen: bald nach Friedrichs des Großen Tode kam eine wunderbare Wendung in die Geschichte Deutschlands und Europas. Auf der Scheide des achtzehnten und unsers Jahrhunderts standen auch die deutschen Dinge auf einer entscheidenden Rippe. Das Reich in sich an seinem Ende, von außen dem Einbruche der französischen Kräfte ausgelegt gefährlicher als im siebzehnten Jahrhundert, es drängte von dort vor wie aus einem Vulcane, unter Führung eines Mannes, der an Caesar und Alexander erinnerte und selbst an sie als Vorbilder dachte. Das neue geistige Reich aber in Dichtung und Philosophie auf eine Höhe gediehen, wie sie die Geschichte der Menschheit noch nicht höher gesehen hatte, ein wunderbarer Widerspruch, und in beiden Erscheinungen doch nur die Vollendung einer seit Jahrhunderten begonnenen Doppelbewegung.

In Weimar, der Hauptstadt des neuen Reiches, gedachte man den Wechsel des Jahrhunderts festlich zu begehen. Schiller war erwärmt dafür, fand aber beim Herzog und bei Goethe nicht den nötigen Anklang, weshalb das Fest unterblieb. Er hatte wenige Jahre vorher in den Xenien (Nr. 96) das trostlose Wort ausgegeben, das doch eigentlich als Trost gemeint war (es soll aber von Goethe sein):

Zur Nation euch zu bilden, ihr hoffet es, Deutsche, vergebens,  
Bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menschen euch aus,

eine harte Nuß, an der noch wir vom alten Geschlecht die Zähne zu üben Gelegenheit gehabt haben. Das Fest aber sollte zugleich ein deutsches Siegesfest werden, Schiller fühlte oder sah sich mit Goethe und den andern seltenen Kräften, die in dem Kreise wirkend waren, auf der Höhe angelangt, nach der der deutsche Geist neben und über dem politischen Verfall lange so unermüdet emporgearbeitet hatte, er wollte die Nation ins neue Jahrhundert als in eine neue große Zeit hinübergeleiten, rückschauend, umschauend und vorschauend wie von heiliger Bergeshöhe. Man erfuhr das deutlich erst aus den Vorarbeiten zu einem Festgedicht, die im zweiten Bande von Goedekes großer Ausgabe aus dem Nachlaß bekannt gemacht wurde, gerade im Jahre 1871, in dem das selbst wie eine nachträgliche oder vorläufige Feier der nun erlebten großen Dinge erschien. Da heißt es in hochprophetischem Tone z. B.: „Jedes Volk hat seinen Tag in der Geschichte, doch der Tag des deutschen ist die Krone der ganzen Zeit“ (S. 410), d. h. indem er, das Beste von allen Völkern und Zeiten sich aneignend, die Idee der Menschheit in sich rein vollendet und darstellt (der Gedanke der Weltliteratur); „er ist erwählt von dem Weltgeist, während des Zeitkampfs an dem ewigen Bau der Menschenbildung zu arbeiten,“ er „verkehrt auch mit dem Geist der Welten“ (ein Blick auf die Philosophie der Zeit), ist „der Kern der Menschheit,“ die andern Völker Blüte und Blatt. Den Mut zu solch hohem Glauben schöpft er auch aus der Sprache (wie man im siebzehnten

Jahrhundert that und dann auch Fichte in den Reden an die Nation): „Die Sprache ist der Spiegel einer Nation, wenn wir in diesen Spiegel schauen, so kommt uns ein großes, treffliches Bild von uns selbst daraus entgegen“ (S. 412). Bis zu geahnter Herrschaft steigt der prophetische Blick: „Unsre Sprache wird die Welt beherrschen,“ und: „Dem, der den Geist bildet, beherrscht, muß zuletzt die Herrschaft werden, wenn anders die Welt einen Plan hat; am Ende muß die Sitte und die Vernunft siegen, die rohe Gewalt [des Stoffes] der Form [Idee] erliegen.“ Also Herrschaft einstmals, wenn auch nur geistige; schleicht sich aber da nicht das Politische von selbst mit ein? Es wird doch förmlich abgelehnt: „Der Deutsche wohnt in einem alten, sturzdrohenden Haus, aber er selbst ist ein edler Bewohner, und indem das politische Reich schwankt, hat sich das geistige immer fester und vollkommener gebildet“ (S. 414), denn „deutsches Reich und deutsche Nation sind zweierlei Dinge,“ und:

Stürzte auch in Kriegesflammen  
Deutschlands Kaiserreich zusammen,  
Deutsche Größe bleibt bestehn (S. 413).

Wunderbar, Untergang von außen, und Größe von innen! wie gesagt, das Ende der Doppelbewegung aus Jahrhunderten her, in dem doch die Berichtigung durch die Zukunft von selbst schon begrifflich gegeben war. Deutsches Reich und deutsche Nation zweierlei, das war wohl damals gut als Trost, aber auf die Länge? unmöglich! Schon um fünfzig Jahre früher hatte der junge Cronegk (er starb leider jung) den Mut dieses Gedankens, vor dem Schiller, der mutige, hier Halt macht, in dem Gedichte „Einsamkeiten“ im zweiten Gesang, wo er auf diese Gedankengänge kommt, die ja in der Luft lagen (Schriften 1766 2, 72):

Aber ich sehe den Schutzgeist, der Deutschland zu schützen bestimmt ist . . .  
Klage nicht, sprach er mit himmlischer Stimme, bei dem, was du siehest.  
Auch den Unsterblichen ist es verborgen, was ewige Vorsicht  
Über das zitternde Deutschland beschloffen. Vielleicht zu der Freiheit  
Oder vielleicht zu der niedrigsten Knechtschaft bestimmt sie dein Deutschland.  
Doch ein Weiser ist niemals ein Knecht, erhabene Seelen  
Bleiben bei jeder Veränderung groß. Der Ewige winket,  
Und ein Reich geht unter: er winkt, und ein neues entsteht.

Auch Schiller hätte seinen Gedankenfaden oben so weiter spinnen können mit eignen Gedanken aus seinem Wallenstein, und wir könnens noch für ihn thun. Im Anschluß an die Deutschen als „Kern der Menschheit,“ im Pflanzenbilde, mit Wallensteins Worten (Wallensteins Tod 3, 13):

Da steh ich, ein entlaubter Stamm; doch innen  
Im Marke lebt die schaffende Gewalt,  
Die sprossend eine Welt aus sich geboren.

Und als Motto über die ganze neuere deutsche Geschichte passen wie geschaffen Wallensteins Worte ebenda:

Noch fühl' ich mich denselben, der ich war!  
Es ist der Geist, der sich den Körper baut.

Die hohen Prophetenworte Schillers, die uns ans Überschwängliche streifen, wie die Friedrichs des Großen, klingen doch noch nüchtern gegen das, was aus den Kreisen der Jugend erschallte in wahrem Prophetenrausch; sie hatte ihn doch von dem Trank, der von Goethe, Schiller, Herder, Kant, Lessing nüchtern gebraut war, hatte sich aber daran einen Mut getrunken, der eine ganz neue Welt von Deutschland aus ins Leben rufen wollte, wie zwanzig Jahre früher Zimmermann von den Genies der siebziger Jahre sagte (Einsamkeit 2, 9), sie wollten „ganz Deutschland umstimmen und dann, unter ihrer stolzen Führung, durch die deutsche Nation alle Nationen um sich her.“ Die Romantik brach hervor, wirklich zugleich eine fortsetzende Wiederaufnahme der Genieperiode, brach aus wie ein Weltfrühling, dessen neuer Lebenshauch in der That nachher rings um Deutschland herum so wirken sollte, wie Zimmermann da mehr spöttelnd von den Genies sagte. Der Umschwung der ästhetisch-philosophischen Welt, den Franzosen wie Dorat, Raynal vorausgesagt hatten und der Deutschland zunächst auf diesem Boden wieder zur Mitte Europas machte, fällt wirklich wesentlich mit dem Wechsel des Jahrhunderts zusammen. Die Französin, die im Anfang des Jahrhunderts beim deutschen Geiste Trost suchte für das Unglück ihres Vaterlandes, wie sie die Schicksale Frankreichs unter Napoleon empfand, die Staël-Holstein, witterte die neue Lebensluft in Weimar. L'Allemagne, par sa situation géographique, peut être considérée comme le cœur de l'Europe, sagt sie in ihrem Buche de l'Allemagne, Paris 1810, London 1813 1, 13, und fügt, an Napoleon denkend, politisch prophetisch hinzu: et la grande association continentale (Europa als eine Gemeinschaft gedacht) ne sauroit retrouver son indépendance que par celle de ce pays; denn l'indépendance de l'âme, die sie in Deutschland sah (la patrie de la pensée), fondera celle des états (1, XVI), also im Grunde wie Schillers „Geist, der sich den Körper baut“; vom Herzen muß die Neubelebung des Ganzen ausgehen, das ist der Gedanke der Französin. Sie sah sonst düster in die Zukunft Europas und seiner Cultur, sah Verfall vor sich: il se peut . . . que la jeunesse du genre humain soit passée pour toujours, es scheint abgelebt, dem Altern verfallen, aber: cependant on croit sentir dans les écrits des Allemandes une jeunesse nouvelle (3, 136, im 9. Kapitel des 3. Buches), eine neue Jugend für die Menschheit in der deutschen Litteratur, mit wahrhaft geistreich philosophischer Ausführung und Begründung, die ich ungern bei Seite lasse. Der Grundgedanke, hier von philosophischer Beobachtung einfach, ruhig und klar ausgesprochen, ist doch derselbe, wie er im Folgenden etwas verworren und unruhig aus gährendem Jugendgeiste einherbraust.

Friedrich Schlegel feierte für sich den Wechsel des Jahrhunderts mit einem langen Gedicht „An die Deutschen,“ gedruckt im Athenäum 3, 165 ff. (in den

Gedichten 1809 S. 239 ff. mit sinnzerstörenden Fehlern), als Vertreter des Kreises der jugendlichen kühnen Weltverbesserer oder Weltvollender, die in der Zeitschrift predigend und orakelnd philosophirten. Er hebt zürnend an:

Vergaßt auf ewig Ihr der hohen Ahnen,  
Ihr uneins all, an Stumpfheit alle gleich,  
Gelehrte, Layen, Herrn und Untertanen!

Die Herrlichkeit und Kraft der Vorzeit, bis zu Arminius zurück, wird mahnend ausgemalt, auf politisches Thun zwar verzichtet, aber aus Kunst, Wissenschaft, Religion, Philosophie ein neuer Weltbau aufgeführt, der eben jetzt im deutschen Geist erstehe. Als „Meister“ erscheint Goethe, als „Priester der Natur,“ der zur „Hierarchie der Kunst“ sein Werde spreche. Gezürnt wird mit den Stumpfen, die noch nicht merken, „daß sich der Nacht ein Weltall neu entriß.“ Wem aber die Augen geöffnet sind, der „muß im Mittelpunkt den Erdgeist fassen,“ der sieht „des Menschengestes kühnen Weltbau,“ auch eine Wunderpflanze genannt, in die aller bisher erworbenen Bildung Mark strömt, auch ein Tempel, eine Kirche:

Wohl seid Ihr taub, sonst hörtet Ihr mein Rufen!  
Der Tempel grünt in euch, in euch noch leben  
Die Kräfte, so das Alterthum erschufen.  
Dringt, Jüngling', ein! Ernennet durch tapfres Streben  
Euch selbst zu Herrn und Fürsten jeder Kunst,  
So wird die Kirche sichtbar sich erheben. . .  
Entflammt die ganze Welt zu einer Brunst u. s. w.  
Europas Geist erlosch, in Deutschland fließt  
Der Quell der neuen Zeit u. s. w.,

also immer noch das Ziel von Opitz her, aber nun in höchster, ungeahnter Vollendung, Erhöhung und Ausweitung, nahe vor den Händen schwebend oder erreicht, und der deutsche Geist nun nicht mehr bloß Europa ebenbürtig, sondern sein Lehrer und Führer zurück oder vorwärts zum goldnen Alter, denn dieser Gedanke aus dem Anfang des neuen Aufschwunges wirkt auch noch darin.

Am Schluß:

Bleibt jung, gedenkt der Ahnen, das Fantom  
Der trägen todten Meng' ist nur ein Splitter,  
So dämmen will der Zeiten Riesenstrom.  
Des Geistes heil'gen Krieg kämpft treu wie Ritter.

Also Krieg angesagt, ein heiliger Krieg, aber nur Geisteskrieg (Eichendorff schrieb ein Spiel „Krieg den Philistern“), ohne sichtbare Ahnung der nahen Zeit, wo wirklicher Krieg furchtbar blutig nötig wurde, auch ein heiliger Krieg, für den Th. Körner das Stichwort der jungen Kunstwelt aussprach, wie mit seinem Blute geschrieben: „Laßt mich der Kunst ein Vaterland erschelten!“

Noch mehr wie weltentrücktes Träumen, wie der Traum einer geistberauschenden Sommernacht, klingt dasselbe, eben auch im Jahre 1800, bei No-

valis im Heinrich von Ofterdingen, in einem Gedichte, das den zweiten Teil (Erfüllung genannt) eröffnet. Darin z. B.:

Es bricht die neue Welt herein  
Und verdunkelt den hellsten [bisherigen] Sonnenschein.  
Man sieht nun aus bemooften Trümmern [der alten Welt]  
Eine wundersejtame Zukunft schimmern u. f. w.

Was sollten aber solche Träumer aus Wolkenkuckucksheim, so glänzend sie es ausmalten, unten in der deutschen Welt, wie sie nun wirklich war? In die Sterne gucken, während ihnen die Bergspitze, auf der sie guckten, von unten her abgegraben wurde? Man begreift da völlig, wie Napoleon, der unsäglich nüchterne (und selbst doch gewaltiger Träumer), von den Deutschen als Ideologen sprechen und denken konnte. Nun der Ideenheld, als die Zeit kam, war doch auch gleich wieder der alte deutsche heldt ze sinen handen, das sollte Napoleon im Jahre 1813 erfahren, wie sein Neffe im Jahre 1870 wieder. Im Jahre 1805 tröstet sich Arnim prophetisch ahnend in der Abhandlung von Volksliedern, als Anhang zum ersten Bande des Wunderhorns: „Ob sich die (deutsche) Welt ausruht zum Außerordentlichen? Das Speculiren, das so ernsthaft genommen wird, macht es wahrscheinlich, denn dies ist der Traum der Thätigkeit, nur der Morgenträume sind wir uns bewußt“ (Wunderhorn 1845 1, 461). Und so kam es, es waren Morgenträume auf einen neuen Welttag gewesen. In den Heeren von 1813 kämpfte und lenkte nun der Geist mit, der eben aus jenem Gedankenhimmel herunter kam, gerade auch der romantische, durch den ja auch das deutsche Nationalgefühl aus der Vorzeit her wieder zu ganzer Kraft erweckt, der deutsche Geist in der eignen Heimat wieder heimisch geworden war. Die Träumer hatten dort oben doch die rechten Lichter aufgesteckt oder wiederentdeckt, die die rechten Wege auch hienieden wiesen und beim Zugreifen an der da gebotenen sauern Arbeit leuchteten.

Wie sich gerade in der Zeit und dem Geiste der Romantik der Umschwung, der nun nötig war, entschieden meldete, die Rückkehr vom Träumen zum Eingreifen in die gegebene Welt, vorbereitet allerdings schon in der Genieperiode, das läßt sich z. B. in Hölderlins Seele sehen, der den Weg vom Hellenismus her zur deutschen Zukunft durch die Romantik hindurch suchte. So wenn er im November 1794, also schon vor dem eigentlichen Drang und Zwang der politischen Not, aus Sena in die Heimat an Neuffer von der ästhetischen Welt schreibt, die ihm nun in ihrem Aufsteigen abgeschlossen vorkommen will, zugleich unter dem mächtigen Einfluß von Fichtes Vorlesungen: „Wenns sein muß, so zerbrechen wir unsre unglücklichen Saitenspiele und thun, was die Künstler träumten. Das ist mein Trost.“ (Werke 1846 2, 106.) Und im Hyperion hat er das gethan, so weit es mit der Feder in der Hand in der Stube möglich ist, der Roman ist bei aller seligen Seelenträumerei, bei allem Rausch von Phantasie und Naturfühlen doch zugleich voller Prophetie auf ein großes Thatleben

der Zukunft hin, zu dem eben der Traumrausch hindrängt für eine Neugestaltung und Wiedergeburt der Welt nach den Traumbildern, auch politisch. Den Wendepunkt in der Richtung der jungen Geister, allerdings eben wacker vorbereitet mitten in der ästhetischen und philosophischen Ideenwelt, bezeichnet auch sein goldnes Wort „leben die Bücher bald?“ das wohl noch auf Jahrhunderte hin als mahnendes Motto hoch über all unsrer Gedankenarbeit dienlich oder nötig wäre, in einer Ode „an die Deutschen“:

Spottet ja nicht des Kinds, wenn es mit Peitsch' und Sporn  
Auf dem Rosse von Holz muthig und groß sich dünkt.  
Denn ihr Deutsche, auch ihr seid  
Thatenarm und gedankenvoll.  
Oder kömmt, wie der Strahl aus dem Gewölke kömmt,  
Aus Gedanken die That? Leben die Bücher bald?  
O ihr Lieben, so nehmt mich,  
Daß ich hüße die Lästerung!

Und so geschah es, die That kam aus dem Gedanken, wie der Strahl aus des Himmels Wolken, als die Zeit erfüllet war. Die ganze deutsche Dichterswelt, die unsrer großen Philosophen und Tondichter nicht zu vergessen, war doch wie eine große Prophetie für ein neues Leben, nicht für uns bloß, sondern für die Welt, wie auch das Ausland rings herum immer mehr empfindet und anerkennt. Zunächst aber auf uns, für ein neues Leben, welches den Namen Leben verdiente und ohne welches auch das höhere Leben fest und dauernd nicht möglich ist.

(Schluß folgt.)



## Die Renaissance in der deutschen Dichtung.



Seitdem die „Renaissance“ Mode geworden ist, wird das Wort, das früher nur eine bestimmte, zeitlich begrenzte kunstgeschichtliche Bedeutung hatte, auf alles mögliche angewandt. Man verbindet mit allen künstlerischen Erscheinungen vom fünfzehnten bis ins siebzehnte Jahrhundert den Namen „Renaissance,“ jeder unbequeme hochrückige Lehnstuhl, jeder messingene oder schmiedeeiserne Leuchter, der sich in Technik oder Form an ältere Vorbilder anlehnt, wird durch dieses Wort, das einen gewissen künstlerischen Glanz ausstrahlt, gleichsam geadelt, und während unser Kunstgewerbe mit raschen Schritten die Jahrhunderte durchweilt und nach kurzem Verweilen bei den edleren Formen des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts bereits völlig in die Fluten des Barockstils, der den Neigungen und dem Geschmack unsrer Geldaristokratie begreiflicherweise mehr entspricht, untergetaucht ist, bleibt doch der einmal lieb gewonnene, vornehm klingende Name „Renaissance“ in aller Munde.

In der Geschichte der Wissenschaften und der bildenden Künste bezeichnet das Wort zweierlei. Einmal den Vorgang der Wiedergeburt des klassischen